

Die ganze Welt soll sehen, was Mamie Till-Mobley sich anschauen muss: die grauenvoll verstümmelte Leiche ihres Sohnes Emmett Till, der entführt, gefoltert und schließlich ermordet wurde, weil er – so heißt es – mit der weißen Inhaberin eines Gemischtwarenladens in Money, Mississippi, geflirtet haben soll. Emmett Till war da gerade einmal 14 Jahre alt und aus Chicago zu Besuch bei Verwandten. Der Film »Till« verschont seine Zuschauer nicht mit Details: Emmetts Gesicht ist zertrümmert, sämtliche Zähne fehlen, zuletzt haben seine Mörder ihm in den Kopf geschossen. Anschließend warfen sie ihn in den nahen Fluss, wo er, durch das Wasser aufgedunsen, drei Tage später gefunden wurde. Sein Todesdatum lautet auf den 28. August 1955.

»Till« hat es nicht nötig, durch Einblendung einer Jahreszahl auf die historische Verortung der Ereignisse aufmerksam zu machen. Zu sehr ist der Lynchmord an Emmett Till inzwischen Teil des kollektiven Gedächtnisses in den USA geworden. Zu unauslöschlich gehört er in den schändlichen Katalog rassistischer Verbrechen, der die US-amerikanische Geschichte bis in die Gegenwart prägt und längst nicht abgeschlossen ist. Die Proteste gegen den Mord an Emmett Till waren ein entscheidender Faktor in der Entstehung des US-amerikanischen Civil Rights Movement und trugen zur Bürgerrechtsgesetzgebung von 1957 bei. Erst vor kurzem erklärte der »Emmett Till Antilynching Act« Lynchmorde zu einem Hassverbrechen – erlassen wurde das Gesetz am 29. März 2022 unter Präsident Joseph Biden.

Bis dahin war es ein langer Weg. Der Mord an Emmett Till, das macht auch der Film von Regisseurin Chinonye Chukwu klar, war in den Südstaaten der Jim-Crow-Ära eingebettet in eine rassistische Gesetzgebung und in ein nicht weniger rassistisches Justizsystem, das die Morde von Weißen an Schwarzen kaum ahndete. Der Gerichtsprozess vor einer Jury aus zwölf weißen Männern erwies sich auch in diesem Fall als Farce, und die Mörder verkauften die Geschichte ihres Verbrechens kurz nach dem Urteil prahlerisch und offenbar ohne das geringste Unrechtsbewusstsein für 4.000 US-Dollar an ein Magazin.

Die fünfundzwanzigjährige Frédérique Benoit (Ji-Min Park), die sich von aller Welt nur Freddie nennen lässt, ist ein sehr zerbrechliches Arschloch. Woran liegt das? Wohl kaum an ihrer Kindheit. Freddie wuchs in der französischen Provinz bei liebevollen Adoptiveltern auf. Dumm war nur, dass dieses Umfeld für ihre Intelligenz und ihre Lebensgier ein viel zu enges Korsett darstellte. Paris ist da schon eher ihre Krugweite. Im Grunde die ganze Welt.

Ursprünglich wollte Freddie zwei Wochen Urlaub in Japan machen. Aber wegen Orkanefahr waren alle Flüge dorthin gestrichen worden, und es blieb nur Seoul als Alternative. Diese Geschichte tischt sie zumindest ihrer Familie in Frankreich auf, als sie sich nach Tagen das erste Mal aus Südkorea meldet, wo sie sich anscheinend spontan auf die Suche nach ihren biologischen Eltern begeben hat. Über ihre Motive, diesen Schritt zu gehen, lässt sich nur spekulieren. Vielleicht möchte Freddie herausfinden, weshalb sie Menschen, deren Vertrauen und Sympathie sie gerade erst gewonnen hat, immer wieder aus heiterem Himmel vor den Kopf stößt. Oder von wem sie ihre Vorliebe für exzessive Parties

Am offenen Sarg

Chinonye Chukwu Spielfilm »Till – Kampf um die Wahrheit« über den rassistischen Mord an Emmett Till. **Von Hannes Klug**



Nur ein harmloses Genrebild? Jalyn Hall as Emmett Till (in der Bildmitte)

Eindringlich wird im Film der Mut von Mamie Till-Mobley spürbar, die angesichts solcher Widersacher ihren Schmerz in eine politische Anklage verwandelt und den Mächten des Bestehenden nicht nur im Gerichtssaal als Einzelkämpferin entgegentritt. »Till« erzählt die Folgen des Verbrechens ganz aus der Sicht der Mutter, doch der Film ist mehr als nur die Nachbereitung eines historischen Unrechts. Das liegt zum großen Teil an der fantastischen Darstellung von Danielle Deadwyler als Mamie Till-Mobley, die für ihren getöteten Sohn um Gerechtigkeit ringt – und im Angesicht der Schmutz- und Hasskampagnen gegen sie auch um ihre eigene Würde. Die der Nation den Spiegel vorhält und mit dem geschundenen Körper ihres Sohnes im offenen Sarg auch deren tiefverwurzelten Rassismus ausstellt.

Bei aller Brutalität dieses Falls ist der Film mit großer Behutsamkeit erzählt, die sich dem Schrecken ihres Objekts über die Zärtlichkeit des Empfindens der Mutter annähert. Der Mord selbst wird nicht gezeigt, sondern mit großer Diskretion nur akustisch vermittelt, während wir aus großer Entfernung auf den Ort des Verbrechens blicken – ein unscharfes Nachtbild, der Ton der Schläge und Schreie ist nur gedämpft zu hören. Den entstellten Leichnam lernen wir durch die Wahrnehmung der Mutter zu sehen, die sich ihm rückhaltlos aussetzt, jedes Detail studiert, während sie ihm wehmütig über seine aufgeschwemmte Haut streicht.

Zwei Namen dürfen nicht fehlen, wenn man über diesen großartigen Film spricht: Die Recherchen des Dokumentarfilmers Keith Beauchamp führten

nicht nur zu dessen Film »The Untold Story of Emmett Louis Till« (2005) und zur Neuuntersuchung des Mordes durch das US-amerikanische Justizministerium, sondern auch zu Beauchamps Beteiligung am Drehbuch zu »Till«. Letztlich ist es aber der Hartnäckigkeit von Koproduzentin Whoopi Goldberg (die in einer kleinen Rolle Emmett Tills Großmutter spielt) zu verdanken, dass es diesen Film gibt: 20 Jahre lang klopfte sie mit der Idee zu diesem Projekt vergeblich bei den Studios an, bis sich nach dem Mord an George Floyd schließlich auch Hollywood davon überzeugen ließ, dass die Geschichte rassistischer Willkür im Land mehr als ein Minderheitenthema ist.

■ »Till – Kampf um die Wahrheit«, Regie: Chinonye Chukwu, USA 2022, 130 Min., Kinostart: heute

damit auch den Respekt für die neuen Regeln. So gewinnt sie Unterstützer bei der Behörde, die ihre Vermittlung an die französischen Adoptiveltern betreibt. Von ihrem koreanischen Vater, der einer armen Fischerfamilie entstammt, weiß sie, dass ihre leibliche Mutter damals weggegangen ist, weil sie in der Stadt leben wollte.

Unter Umgehung der Vorschriften gelingt es der Adoptionsbehörde schließlich, Freddie Mutter umzustimmen. Es kommt zu einem kurzen Treffen in den Räumen des Adoptionszentrums. Freddie wird von einem Weinkampf geschüttelt. Ihre Mutter umarmt sie und drückt ihr einen kleinen Zettel in die Hand, auf den sie ihre E-Mail-Adresse geschrieben hat.

Nach knapp einem Jahr, an ihrem Geburtstag, findet Freddie die Kraft, den Zettel aus ihrer Brieftasche zu nehmen, ihn auseinander zu falten und der Mutter ein paar Zeilen zu schreiben. Es dauert keine drei Sekunden, bis eine Reaktion erfolgt. Freddie wird mitgeteilt, dass die verwendete Anschrift nicht existiert. **Ronald Kohl**

■ »Return to Seoul«, Regie: Davy Chou, Frankreich/BRD/Südkorea u. a. 2022, 115 Min., Kinostart: heute

Kein Blick zurück

Zwischen Paris und Korea – der Spielfilm »Return to Seoul«

geerbt hat. Und vor allem: Wie ist es zu erklären, dass sie im Job so überaus erfolgreich ist und niemals irgendwelche Skrupel kennt?

Als ihr Vater, den sie ziemlich rasch ausfindig machen konnte, sie fragt, womit sie ihr Geld verdient, antwortet Freddie, dass sie für einen französischen Konzern Raketen verkauft.

Der Vater und dessen neue Familie sind entsetzt: »Raketen für den Krieg?«

»Nein, für den Frieden.«

Auch wenn er den Sinn ihrer Tätigkeit nicht so ganz nachvollziehen kann und ihr meist abweisendes Verhalten ihn tief verletzt, ist der Vater doch froh, dass Freddie zurück ist. Regelmäßig ruft er sie nachts sturzbetrunken an, um ihr zu versichern, dass er den perfekten koreanischen Ehemann für sie finden wird und eine Zukunft unvorstellbaren Glücks vor ihnen allen liegt. Mit anderen Worten, Freddie wird klar, woher ihr Hang zum Feiern rührt. Alle

anderen Fragen bleiben jedoch unbeantwortet, da ihre biologische Mutter sich jeder Kontaktaufnahme verweigert. Doch Freddie gibt nicht auf.

Dass der Zuschauer den verzweifelten Kampf so intensiv miterlebt, liegt nicht nur an der Perspektive des Films – von der ersten bis zur letzten Szene weichen wir der Heldin nicht einen Augenblick von der Seite. Viel wichtiger für die außergewöhnlich starke Nähe dürfte die Leidenschaft sein, mit der Regisseur Davy Chou die Story konzipiert und umgesetzt hat.

Chou, der 1983 in einem Pariser Vorort geboren wurde, besitzt selbst asiatische Wurzeln. Sein Großvater gehörte in den 60er Jahren zu den namhaftesten kambodschanischen Filmproduzenten. Im Jahr 2016 hat Davy Chou selbst einen Spielfilm in dem Land gedreht. Er weiß also, wovon er spricht, wenn er seine Heldin anfangs häufig anecken lässt. Nach und nach erlernt Freddie die Sprache und

Auch in Frankreich

Der Thriller »In der Nacht des 12.« gehört zu den Favoriten für die Césars, die nationalen Filmpreise Frankreichs. Der Film des in Deutschland geborenen französischen Regisseurs Dominik Moll geht mit zehn Nominierungen in das Rennen, darunter in den Kategorien Bester Film, Beste Regie und Beste Literaturverfilmung. Das gab die Académie des César am Mittwoch bekannt. Das Drama, das in Cannes 2022 Premiere feierte, greift das Thema Femizid auf. Es erzählt die Geschichte eines unaufgeklärten Verbrechens. Eine junge Frau war bei lebendigem Leib verbrannt worden. Der Film konkurriert mit der Kriminalkomödie »L'Innocent« (Der Unschuldige) von Louis Garrel mit elf Nominierungen. Als beste Schauspielerin wurde unter anderem Juliette Binoche für ihre Rolle in dem Film »Wie im echten Leben« nominiert. Für seine Leistung in »November« über die Pariser Terroranschläge 2015 geht Jean Dujardin ins Rennen als bester Schauspieler. Die César-Filmpreise werden am 24. Februar vergeben. (dpa/iW)

Möglichmacher

Der Filmproduzent Thomas Kufus soll in diesem Jahr den Carl-Laemmle-Produzentenpreis bekommen, wie die Veranstalter am Mittwoch bekanntgaben. Damit werde sein »bisheriges, eindrucksvolles Gesamtschaffen als gesellschaftspolitisch aktiver Produzent« von zahlreichen Dokumentar- und Spielfilmen gewürdigt. Zu seinen Produktionen zählen etwa »Der Staat gegen Fritz Bauer«, »More than Honey«, »Gerhard Richter Painting«, »Beuys« und »Kulenkampfs Schuhe«. Er sei »ein Möglichmacher, ein Mediator und ein Kundschafter auf der ständigen Suche nach (Zeit-)Geschichten«. Der Produzentenpreis ist mit 40.000 Euro dotiert und wird von der Produzentenallianz in Berlin und der Stadt Laupheim in Baden-Württemberg verliehen. Laupheim ist die Geburtsstadt des Filmpioniers Carl Laemmle (1867–1939). Er war in die USA ausgewandert und hatte dort die Universal Studios gegründet. Die nach ihm benannte Auszeichnung soll am 26. Mai verliehen werden. (dpa/iW)

Wieder geöffnet

Nach gut dreijähriger Renovierungspause können Kunstinteressierte vom kommenden Sommer an in London wieder die National Portrait Gallery besuchen. Zum Auftakt werden ab 22. Juni bislang unbekannt Porträts von Paul McCartney aus seinen frühen Beatles-Zeiten sowie eine Ausstellung der britischen Fotografin Yvonne namens »Life and Colour« gezeigt, wie das Museum am Mittwoch mitteilte. Später im Herbst sollen neue Arbeiten des Künstlers David Hockney zu sehen sein. (dpa/iW)